

Inhalt

Elmar Altwasser	1-3
Dieter Beisel	
Roland Günter	
Michael Weissner	
Industrie-Architektur	
Keine Zukunft für unsere arbeitsgeschichtliche Vergangenheit?	1
Schloß und Schlot	2
Gebaute Geschichte	3
Roland Günter	4/5
Zeigen oder verschweigen?	

Industrie-Architektur

Keine Zukunft für unsere arbeitsgeschichtliche Vergangenheit?

Industrielle Produkte werden erworben und benutzt, ohne daß die Benutzer wissen bzw. reflektieren, daß sich dahinter geformte Natur und intelligente Arbeit von Menschen verbirgt. Die benutzten Dinge und Gegenstände werden daher nur als unpersönliche Sachen wahrgenommen und nicht als materialisierte soziale Leistungen.

Die historische Industrie-Architektur ist ein junger Forschungsbereich. Daher ist die Methodendiskussion noch sehr offen. Zunehmend wird sichtbar, daß weder Technikgeschichte noch Wirtschafts- oder Architekturgeschichte allein seine Methoden bestimmen können. Das Arbeitsgebiet verlangt Methoden aus vielen Wissenschaftsgebieten.

Die Wirtschaftsgeschichte hat sich bislang um die Industrie-Architektur so gut wie überhaupt nicht gekümmert. Sie interessierte sich nicht für Bauten und Grundrisse. Aber: Zur Geschichte gehören auch und nicht zuletzt die materiellen Dokumente. Fast möchte man es als Katharsis bezeichnen, sich möglichst unvorbelastet visueller Erscheinungen anzunehmen, d. h.: vom visuellen Erscheinungsbild auszugehen. Aber diese scheinbare Katharsis ist eine Trübung des Blicks, wenn über dem Bildnis der reinen Erscheinung alles weitere Nachdenken entfällt.

Geschichte findet niemals im luftleeren Raum — sie findet stets in konkreten Räumen und in konkreten sozialen Zusammenhängen statt.

Geschichte ist die Geschichte von Menschen . . .

In der relativ jungen Disziplin der Erforschung der historischen Industrie-Architektur zeichnen sich klar zwei Standpunkte ab. Der ältere und traditionelle ist reine Technik- und reine Baugeschichte. Der jüngere untersucht die historische Industrie-Architektur als Sozialwissenschaft. Eine sozialwissenschaftlich orientierte Geschichte der Industrie-Architektur könnte auch das Korrektiv bilden zu naiver Fortschrittsideologie, wie sie beispielhaft mit den ungemein aufwendigen Multivisionen großer Industriekonzerne vorgeführt wird.

In Schweden spielt die Ethnologie schon heute die wichtigste Rolle bei der sozialwissenschaftlichen Verarbeitung der Objekte. So besitzt das *Nordiska Museet* eine reiche Sammlung aus der Sozialgeschichte. Die aufteilende Zuweisung der komplexen Realität an einzelne Wissenschaftsdisziplinen verhindert in der Bundesrepublik immer noch, daß die verschiedenen Kategorien des Gegenstands aufeinander bezogen

und dadurch inhaltlich fassbar werden oder überhaupt erst begründet werden können.

Die Zusammenarbeit der Wissenschaftler wird blockiert durch Konkurrenzverhalten und nicht zuletzt durch den Mangel an Liberalität gegenüber anderen Zielen und Arbeitsmethoden. Architekturhistoriker z. B. reduzieren die Analyse häufig auf historische »Symptom-Träger« — auf ein Wappen, eine Jahreszahl, eine Säulenordnung u. a.

In unseren Augen ist ein solches Interpretationsmuster völlig unzureichend. Wir untersuchen den Kontext und damit den objektiven geschichtlichen Verlauf, in den das Objekt eingebettet wurde. Wir binden antizipatorische ästhetische Erfahrungen an andere bzw. an die realen sozialen Ebenen an. Architektur wird unverständlich, wenn die Architektur-Analyse ohne architektur-soziologische Methoden auskommen will, wenn sie nicht die Subjekte der Arbeit im Auge behält.

Dann wird eine Quelle zum unbrauchbaren oder sogar mißbrauchbaren Instrument.

. . . und sollte Geschichte für Menschen sein

Die industrielle Revolution wurde vom Bewußtsein und der Erziehung noch gar nicht wirklich vollzogen. Weder Bewußtsein noch Erziehung sind selbstverständlich. Sie sind gestückelt. Die Menschen erfahren nur Ausschnitte — nur bestimmte Inhalte und nur einen Teil der Methoden: Technik ohne soziale Begründungen, ohne Darstellung der Ziele und der Betroffenheit.

Der polnische Wissenschaftler Jan Pazardur formuliert: »Alles ist Denkmal, was der Mensch geschaffen hat, ob es mit der Hand gemacht wurde oder ein Teil der Großindustrie ist. In jedem Modell ist eine Synthese des Denkens. Jedes Ding ist vom vernünftigen Menschen geschaffen worden und bedeutet etwas.«

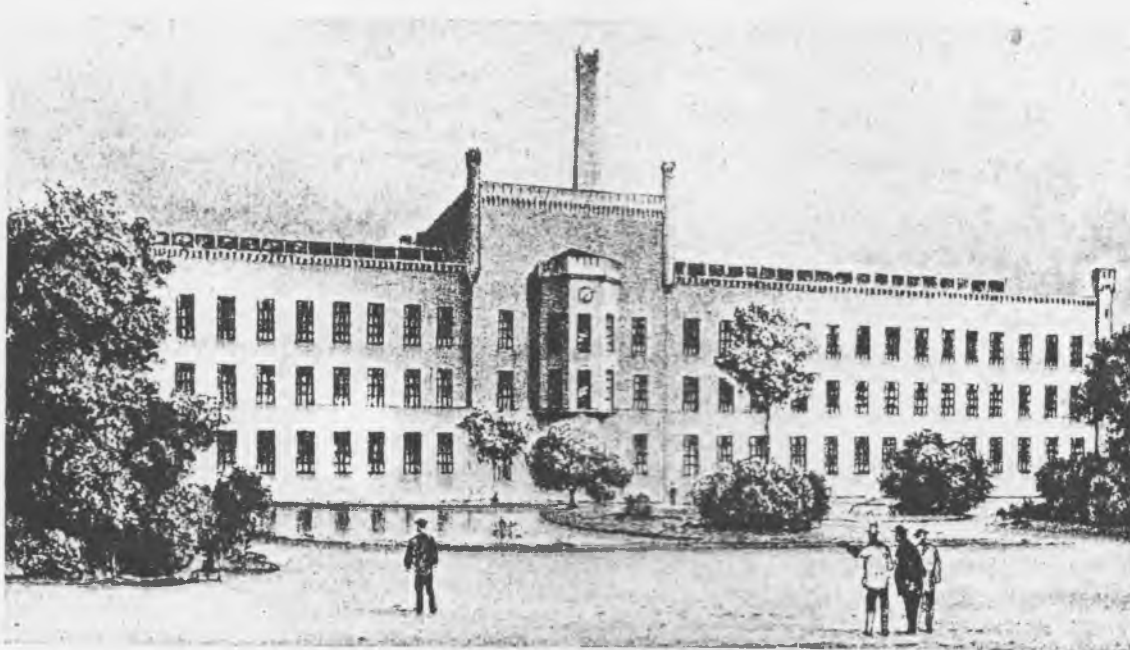
In der Bundesrepublik aber werden zwar die klerikalen, feudalen und bürgerlichen Zeugnisse der Vergangenheit gepflegt, die Industrie-Architektur jedoch findet als ein Stück Sozialgeschichte kaum je einmal Beachtung.

Zum Thema

Industrie-Architektur ist ein bislang vernachlässigtes Gebiet. Wenn wir fordern, daß auch die Industrie-Architektur in die Überlegungen zur Erhaltung historischer Bausubstanz einbezogen wird, so hat dies weder etwas mit nostalgischer Sozialromantik noch etwas mit konservativem Traditionalismus zu tun. Vielmehr sind wir der Auffassung, daß gerade in den modernen Industrienationen die Einsicht in die Geschichte der Industrialisierung ein Unterfangen bedeutet, das gesellschaftlich fruchtbar gemacht werden kann. Tatsächlich steht die geistige Bewältigung der Industrialisierungsprozesse bzw. der technischen Revolution immer noch aus. d. Red.

Schloß und Schlot

Warum sollen nur Schlösser, Kirchen und Bürgerhäuser erhalten werden?



Ravensberger Spinnerei in Bielefeld

Repro: Klaus Weber

Geschichte ist Entwicklungsgeschichte: Sie kann zeigen, wie sich ein Problem entwickelt hat, wie weit es sich entwickelt hat und in welchen Schritten es sich voraussichtlich entwickeln kann. Geschichte als Entwicklungsgeschichte zeigt weiterhin, wo Hoffnungen sich bereits vergegenständlicht haben, wo sie real geworden sind. So bestärkt die Einsicht in Geschichte vorhandene und noch ungelöste Hoffnungen, ermöglicht aber auch den realistischen Umgang mit den Problemschritten. Denn sie zeigt, unter welchen Bedingungen sich Hoffnungen erfüllt haben: Sie überweist Hoffnungen aus dem illusionären Bereich in eine konkrete Ebene.

Der Geschichtsbegriff, den wir verwenden, hat zentrale Bedeutung. Je nachdem schließt er Geschichte von Gegenwart und Zukunft ab — oder öffnet sie zueinander.

Der Begriff Denkmal verstellt die Geschichte: Er assoziiert »geronnene Geschichte« — »konzentrierte Geschichte« — »Ende der Geschichte«. Es ist schwer, daraus Entwicklung abzuleiten. Wir sollten den Begriff Denkmal daher ersetzen durch den neutralen Begriff »Dokument«, den die Historiker seit langem verwenden. Geschichte ist nie abgeschlossen — sie ist immer anwesend.

Grundsätzlich ist jede menschliche Erfahrung an historische Erfahrung gebunden. Jede menschliche Tätigkeit entwickelt sich aus vorhergehenden Erfahrungen. Stets wird Geschichte aktiviert, d. h. benutzt. Zu fragen ist, was wir an Geschichte benutzen, in welcher Weise und in welchem Umfang wir Geschichte benutzen.

Versteht man Geschichte nicht als abgeschlossene Einmaligkeit, sondern *dialektisch* als Weiterwirkendes dann liefert sie ständig Herausforderungen.

Ein dialektischer Geschichtsbegriff führt dazu, daß wir uns nicht nur aneignen, was uns richtig erscheint, sondern daß wir auch die Herausforderungen des »Andersartigen« annehmen. Diese dialektische Verarbeitung der Geschichte ist schon vor *Marx* und *Engels* entwickelt worden: einer ihrer wichtigsten Anreger heißt (nach *Herder* und *Hegel*) *Johann Wolfgang Goethe*.

Ist Geschichte nur Ballast?

Karl Marx spricht von der Notwendigkeit, sich »den ganzen Reichtum der bisherigen Entwicklung« und des »vergegenständlichten menschlichen Wesens« anzueignen. Geschichte wird hier als eine bewußte Aneignung von Vorhandenem verstanden, das sonst

ungenutzt oder nur unzulänglich genutzt bliebe. Es gibt auch bürgerliche Autoren, die in ähnlicher Weise formulieren.

Dagegen wird häufig eingewandt, Geschichte sei »Ballast«. Die Abwendung von der Geschichte versprach Entlastung durch Vereinfachung. Das Ergebnis war jedoch: die Vereinfachung führte zur Reduzierung von Erfahrungen. Der Einwand gegen Geschichte kann sich nicht gegen die Geschichte *überhaupt* richten, sondern nur gegen die Weise, wie Geschichte verarbeitet wird.

Richtig ist: Geschichte ist keine bare Münze, die einfach übernehmbar ist. Geschichte muß in *spezifischer* Weise verarbeitet werden.

Dialektisch verstandene Geschichte rettet Wegsinkendes — durch die Erinnerung werden vergessene Dinge wieder zu Selbstverständlichkeiten. Durch die Erinnerung begründet sich Selbstverständnis. Der Wegfall der Erinnerung und des Erinnerungsvermögens bedeutet den Wegfall des Selbstverständnisses und damit den Verlust der personalen oder gesellschaftlichen Identität.

Bewahren, um zu lernen

Historische Architektur ist in der Lage, Wünsche zu zeigen und damit die *Aktivierung* zur Verbesserung unserer Lebensverhältnisse anzuregen.

An Eisenheim kann der Stadtplaner lernen, was soziale Qualitäten sind.

Das Fabrikschloß erweist sich nicht mehr nur als Herrschaftsarchitektur, sondern gibt Hinweise auf Emanzipationsrichtung und Emanzipationsschritte des aufsteigenden Bürgertums sowie auf die Leistungen der produzierenden Arbeiter.

Ein weiteres Beispiel: Sozialer Wohnungsbau wird in den »Park« gesetzt und okkupiert damit den bürgerlichen Park, der unbetretbar und nur für die Augen

des Voyeurs, des unaktiven Zuschauers, angelegt wurde. Wenn man die Geschichte des Parks und des sozialen Wohnungsbaues kennt, erweist sich die Besetzung des Parks durch den sozialen Wohnungsbau lediglich als ein sehr beschränkter Teilfortschritt. Die Kenntnis der Geschichte führt zur Einsicht, daß weit mehr zu tun wäre.

Wertung und Abwertung

Neben der Geschichte der Handelnden entdecken wir die Geschichte der Leidenden bzw. der leidend Handelnden.

Das Unvermögen, Geschichte dialektisch zu verarbeiten und differenzieren zu können, unterstützt erfahrungsgemäß materielle Gewalttätigkeit.

»Söldnertruppen« (Gerhard Feh) von gutachtenden Soziologen in Sanierungsgebieten denunzieren die »Unterschichten« als »rückständig«. Sie schaffen die pseudowissenschaftliche Rechtfertigung für die sogenannte Sanierung, welche die historischen Handwerker- und Arbeiterviertel zerstört.

Im Lichte eines dialektischen Geschichtsbegriffs erweisen sich Schlagworte wie »Rückständigkeit«, »Romantik«, »unmodern« u. a. als Denunziationen ohne reale Begründungen — als rhetorisches Verdummungsarsenal.

Es gibt zu denken, daß sich der Denkmalschutz auf Schlösser und Kirchen und neuerdings auch auf bürgerliche Wohnviertel erstreckt, während alte Fabrikationsanlagen und Arbeitersiedlungen in der Regel nicht für schützenswert gehalten werden. Ist das nur ein Zufall?

Erhaltung — was?

Die gängige Ideologie des »Besonderen« läßt die Frage nach dem Was stellen, das erhaltenswert ist. Diese Frage wird selten gestellt: Das Auslassen des scheinbar Überflüssigen signalisiert die Werthaltungen derer, die auswählen.

Als Attraktionen werden nur jene kunstvollen Bauwerke vorgestellt, die sich aufgrund ihres formalen Aufwandes als »wertvoll« legitimiert haben; nur: legitimiert von wem und in wessen Interesse . . . Während die Zeugnisse des Klerus und des Adels unter der immer noch vorherrschenden bildungsbürgerli-

chen Sicht als 'einzige und hohe Kultur' behandelt, bewahrt und vermittelt werden . . . , vollzieht sich bereits die vollständige Zerstörung der Profanbauten des 18. und 19. Jahrhunderts. (So Mitautor M. Weisser, Architekt 8/1974).

Von diesen Profanbauten sind im stärksten Maße die Industriearchitekturen betroffen. Konkret: Alte Fabrikationshallen, Wasser- und Fördertürme, Hochofenanlagen, Mühlen, Schleifkotten und — Wohnsiedlungen der Arbeiter.

Erhaltung — wie?

Um das historische Objekt als das zu bewahren und wirken zu lassen, was es ist, nämlich als Quellenbruchstück für politische und soziale Realität, aus der heraus es entstanden ist und auf die es verweist, muß zugleich auch der Zusammenhang erhalten bzw. rekonstruiert werden, in dem dieses Objekt seine Funktionszuweisung erhielt.

Produktionsmittel aus dem funktionalen Gesamtzusammenhang herauszunehmen und das historische Interesse an ihnen auf besonders gestaltete Maschinen oder Maschinenteile zu beschränken, hat die gleiche Fetischisierung von Objekten zur Folge wie die Vorstellung reiner Technik ohne jeden politischen und sozialen Bezug.

Der »musealen« Form von Geschichtsbetrachtung und Geschichtsvermittlung steht die Forderung nach der Integration von Industriearchitekturen in den bestehenden Lebenszusammenhang gegenüber. Statt die Ingenieurbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts abzureißen, könnten sie als Kommunikations- und Bürgerzentren genutzt werden. Ihre herausragende und besondere Gestalt erweist sich dabei als Vorteil. Bei manchen Bauten ist auch an den Ausbau zu Wohnbereichen oder an die Einrichtung von Künstlerateliers zu denken.

Die Frage nach der Zielgruppe, für die historische Produktionsanlagen erhalten werden sollen, kann dabei in doppelter Weise beantwortet werden.

Erhaltung — für wen?

Einmal können stillgelegte Produktionsanlagen eine unmittelbare Nutzung durch die Öffentlichkeit erfahren. Im Falle der Arbeitersiedlungen, die im Zuge der



Wohnhaus und Fabrik eines Verlegers in Monschau: Zeichen des wirtschaftlichen und politischen Aufstiegs des Bürgertums
Fotos: Steinhoff / Rheinisches Bildarchiv

Industrialisierung entstanden, ist die Benutzergruppe sogar unmittelbar vorhanden. Umso unverständlicher ist es, wenn man die Wohnwerte, die solche Arbeitersiedlungen bieten, nicht erhalten will. Die Forderung nach der Erhaltung von Arbeitersiedlungen stützt sich auf die Erfahrung konkreter Wohnwerte: Die spezifischen Architekturformen bieten besonders hohe Nutzungs- und Identifikationswerte. Unabhängig von dem unmittelbaren Nutzen und der unmittelbaren Benutzbarkeit können Industrieanlagen, die erhalten werden, als Übermittler von Geschichte eine außerordentliche Bedeutung erhalten. Da alle durch menschliche Arbeit geschaffenen Objekte geschichtliche Entwicklungen belegen; da es sich hier zudem nicht nur um die Ergebnisse menschlicher Arbeit, sondern um die Entwicklung der Arbeitsformen und -bedingungen selbst handelt, sind sie Bestandteil des geschichtlich begründeten Selbstverständnisses einer Gesellschaft. Das Erhaltenswerte am »Besonderen« zu messen, erweist sich als äußerst fragwürdig.

Erfahrungen

»Wie die malocht haben, dat müßte mal dargestellt werden, weißte. Dat warn keine Menschen, dat warn Sklaven, das müßte gezeigt werden.«

»Du kommst da an — det is alles schön sauber, nich — da kriegste 'ne Strecke zu sehn, 'n Stück Streb zu sehn, wo 'ne Rutsche drin is. Aber det is ja nich so wie unten in de Pütt. Die zeigen det nich so, wies richtig is.«

»Aus der Geschichte kann man schon lernen — erstmal die Unterschiede: wie weit damals, unter welchen Voraussetzungen alles gemacht wurde und was alles gemacht worden ist, um den Menschen die Arbeit zu erleichtern. Da kann man echt davon lernen. Aber man kann ja nur lernen, wenn man weiß, wie es vor sechzig, achtzig Jahren zuing. Wenn man sieht, wie unsere Großväter unter primitiven Voraussetzungen arbeiten mußten. Man muß das sehen.«

»Hier hab ich gearbeitet. Wenn ich da mit meinem Enkel vorbeil komme, dann erzähle ich ihm, wie das damals war. Das ist ein Andenken. Eine Erinnerung.«

»Wenn de ins Museum Schloß Oberhausen kommst, da siehste nur ganz selten mal was von der Arbeit, ganz selten. Das Museum sollte auch zeigen, daß Oberhausen eine Arbeiterstadt ist.«

Willi Pfarrer,
Hochofenmaurer,
und Willi Wittke,
Bergarbeiter

Hinweise

Der erste internationale Kongreß für die Erhaltung historischer Industrie-Architektur fand 1973 in Ironbridge in der Kernlandschaft der frühen englischen Industrie statt. Der zweite Kongreß findet im Bergbau-Museum Bochum im September 1975 statt. W+Z sieht das vorliegende Heft als Beitrag zu diesem Kongreß an. In das Thema und die Darstellungsweise dieses Heftes sind Diskussionsergebnisse eines Projekts (1975) eingegangen, an dem in der Abteilung Kunstwissenschaft der Universität Marburg u. a. die Professoren Heinrich Klotz, Hans-Joachim Kunst, Michael Müller, Akos Paulinyi, Martin Warnke und Roland Günter beteiligt waren.

Der Begriff

In England erscheint 1955 zum erstenmal der Name Industriearchäologie. Kenneth Hudson 1963: »Es ist die organisierte und disziplinierte Untersuchung der greifbaren Überreste der Industrie von gestern.« Das Wort Archäologie steht in England für alles, was alt ist. In Deutschland suggeriert das Wort unüberbrückbare Distanz und bloße Liebhaberei. Daher sollte es besser nicht verwandt werden. Der Begriff »Historische Industrie-Architektur« steht zumindest weniger der Tatsache im Wege, daß die Untersuchung der Baudokumente Wart hat, weil sie uns Aufschlüsse über wichtige Problementwicklungen der Industrialisierung gibt.

Das Problem

»Rucksackbewußtsein« nennt Martin Warnke die Verengung des Bewußtseins auf das nicht-problematisierte Leicht-handhabbare, das sich bequem davontragen läßt. Differenzierung ist allerdings ein Sublimierungsvorgang, der Mühe verursacht. Die Wahrnehmung wird erschwert durch die Abstraktheit der Produktionsverhältnisse. Daraus darf keine Ablehnung weiterer Untersuchungen werden. Die Darstellung der Industrie-Architektur erscheint vielfach reduziert auf das äußerlich Sichtbare, auf ästhetische Kriterien. Sofern es sich bei der Industrie-Architektur um ein wichtiges Stück Arbeits- und Sozialgeschichte handelt, wird ihre Darstellung häufig ein Opfer jenes Rucksackbewußtseins. Noch nie in der Menschheitsgeschichte haben kleine Leute soviel geschafft wie in der Industriegeschichte. Es wird ihnen nicht bewußt gemacht, es wird ihnen nie gezeigt, es wird ihnen immer vorenthalten, damit sie nicht selbstbewußt werden. Wenn sie ihre Geschichte kennen würden, erhielten sie mehr Selbstbewußtsein.

Gebaute Geschichte

Was ist an den verschiedenen Ausprägungsformen von Industrie-Architektur ablesbar?

In der Industrie-Architektur sind mindestens vier Determinanten für die baulichen Formen zu beobachten. Industrielle Bauformen entstehen zunächst aus den ökonomischen Bedingungen heraus. Mit der Durchsetzung bürgerlich-ökonomischer Interessen gegenüber dem Herrschaftsanspruch des Adels gehen zweitens Repräsentationsfunktionen in die Industrie-Architektur ein. Dazu gehört auch, daß der unterschiedliche Status der Firmenangehörigen in den baulichen Ausprägungsformen sowohl der Arbeitstätten wie der zugeordneten Firmensiedlungen ihren Ausdruck findet. Drittens hat die Funktionsgerechtigkeit des Produktionsablaufs bestimmenden Einfluß. Und schließlich sind Industrie-Architekturen zu finden, wo die bauliche Gestaltung die Funktions- und Produktionsabläufe gerade nicht sichtbar macht, sondern sie hinter der architektonischen Fassade versteckt.

Die Bauformen und das damit verbundene Statusverhalten in der Industrie lassen sich aus den unterschiedlichen Entwicklungen erklären, die das Kapital zum Bau von Fabriken erbrachten.

Die frühen Schleifkotten zeigten in ihrer wohnhausähnlichen Bauform, daß die Fertigung aus dem im Wohnhaus betriebenen Handwerk entstand.

Mittelalterliche Handwerks Häuser stellen zumeist den Status ihrer Besitzer dar. Die Bauten des Verleger-systems — so etwa das »Rote Haus« des Textilkaufmanns Scheibler in Monschau aus dem Jahre 1756 — stehen in dieser Tradition (vgl. Abb. S. 2 unten rechts). Äußerlich fügt sich das »Rote Haus« in die Gestaltungsweise bürgerlicher Architektur ein. Innerhalb dieser Gruppe fällt es durch seine enorme Größe auf. Im Innern jedoch besitzt es die Ausdrucksweise höfischer Repräsentation (Treppe als Gelenk-punkt, Marmorimitationen, gemalte Bildertapeten, Festsaal u.a.m.). Die Baugestalt dokumentiert im Innern, daß der Hausherr aufgrund seiner ökonomischen Entwicklung den Anspruch stellt, den Lebens-zuschnitt und das Ansehen des Adels zu erreichen.

1783 erhält das Verlegerhaus Troistorff (vgl. Abb. S. 2 unten links) auch außen adelige Formen — ein Dokument dafür, wie sehr das Prestige des Unternehmers gestiegen ist. 1781 wird sanktioniert, was die »Kunst-mittel« der Architekten anschaulich vorwegzunehmen versuchten: Der bürgerliche Bernhard Scheibler wird in den erblichen Adelsstand erhoben. Die moderne Form dieser Sanktionierung ist die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes erster Klasse am Band an Unternehmer, die einen gewissen Umsatz in der bundesrepublikanischen Wirtschaft erreicht haben.

Vom Zweckbau zum Statusbau

Die englischen Textilfabriken des 18. Jahrhunderts werden zum großen Teil von Kapitalgebern finanziert, die adlige Großgrundbesitzer oder bereits in gewinn-trächtigen Branchen tätig waren. Mit dem Background dieses Wissens ist leicht zu sehen, daß die Nüchternheit der englischen Textilfabriken das Desinteresse der Kapitalgeber an Statusveranschaulichung sinn-fällig macht.

Richard Arkwright baute in den 70er und 80er Jahren des 18. Jahrhunderts mehrere Textilfabriken als nüch-terne Zweckbauten. Als er zum Ritter geschlagen wurde und damit in den Adelsstand eintrat, »instrumentier« er die Architektur seines Fabrikneubaus *Masson Mill* eindeutig mit dem Zweck der Statusveranschaulichung.

Nach der gescheiterten bürgerlichen Revolution 1848 geht das aufsteigende Bürgertum in Deutschland weitgehend ein Bündnis mit dem Adel ein — ein Inter-essenkompromiß ursprünglich antagonistischer so-zialer Kräfte gegen den neuentstandenen »vierten Stand« der Arbeiter. Ideologisch drückt sich die »zu-nehmende Feudalisierung des deutschen Großbürger-tums« auch in der Architektur aus: Viele Fabriken werden schloßartig gestaltet — mit Mittelrisaliten, mittelalterlichen Ecktürmen, Pilasterordnungen u.a.m. (so z. B. die Textilfabriken in Aachen, Wassenberg — vgl. Abb. — etc.).

1855 entsteht in Bielefeld die *Ravensburger Spinnerei* (vgl. Abb. S. 2 oben), ein Fabrikschloß nach dem Vorbild eines englischen Tudor-Schlusses. Die Über-nahme von Bautypen und -motiven aus dem Bereich der Feudalarchitektur in den Fabrikbau macht sicht-bar, daß das (in Deutschland) durch die Industriali-sierung aufsteigende Bürgertum de facto und teil-weise auch de jure seit dem 18. Jahrhundert an-gestrebte Gleichrangigkeit mit dem Adel erreicht hat. Das ist Nachahmung. Keine echte Emanzipation.

Dieser Tatbestand ist auch an den Wohnbauten des Bürgertums ablesbar. Das hierarchische Gefüge des Mittelalters wird nicht aufgehoben, sondern es wird

Bei der 1844 erbauten Carlshütte im oberen Lahntal steht auf der untersten Ebene die mit wenig Auf-wand errichtete, querrrechteckige Gießhalle, in deren Mittelachse, an den Hang angelehnt, sich der Holz-kohlehochofen erhebt. Auf der nächsten Ebene, vier bis fünf Meter höher, befindet sich ein reichlich mit Zierformen versehener, gewaltiger Kohle- und Erz-schuppen. Auf der nächsten, das Dach dieses Schup-pens noch überragenden Geländestufe und genau in der Verlängerung der Gießhallenmittelachse erhebt sich das Wohnhaus des Fabrikanten F. C. Klein: Eine kleine dreiflügelige Schloßanlage, deren Formenvo-kabular zwar reichlich provinziell ausgefallen ist, aber immerhin in einem paladianischen Fenster kulminiert. Die durch den Produktionsprozeß bedingte An-ordnung wird hier ausgenutzt, um die Wertigkeit der ein-zelnen Funktionsbereiche zu verdeutlichen. Es ent-spricht dies der aus mythischen Zeiten stammenden Vorstellung einer vertikal von unten nach oben struk-turierten Weltordnung, in der das topografisch Höhe-re zugleich auch das spirituell Höhere ist. Im Tal und damit auf der untersten Stufe der Wertigkeitsskala spielt sich in einem bescheidenen Gebäude die menschliche Arbeit ab. Das zu verarbeitende Mate-rial wird höher eingeschätzt, wie die Ornamente des Gebäudes zeigen. Daß der Fabrikant die alles über-ragende Persönlichkeit ist, entspricht der Praxis des 19. Jahrhunderts, in dem der Wert der wertschaffan-den Arbeit gering eingestuft wurde.

der Aufstieg in den Lebenszuschnitt und das Prestige der damals »privilegierten Schichten«, d. h. des Adels erstrebt. Der Aufstieg auf der »social ladder« ersetzt Emanzipation. Gerade die Arbeiterbewegung könnte daraus lernen, daß Aufstieg und Emanzipation keine Synonyma sind.

»Kathedralen der Arbeit«

Während sich die Textilfabrik in Deutschland bauge-schichtlich am Feudalbau orientierte, reproduzierte die Eisenindustrie aufgrund ihrer bis etwa 1840 gerin-gen Bedeutung die Typen, die Formen und das Aus-sehen des bäuerlichen oder kleinhandwerklichen Wirtschaftsbetriebs. So etwa die *St. Antony-Hütte* in

Oberhausen aus dem Jahre 1776, das *Landesdorfer Walzwerk* bei Düren, dargestellt in einem Öbild von *Karl Schütz* aus dem Jahre 1836.

Erst der Boom der Eisenbahnkonjunktur seit 1840 führt zur Übernahme städtisch-großbürgerlicher Gestaltungsformen und -typen aus der von *Schinkel* geprägten Berliner Architektur.

Solche Entwicklungen wurden durch Unternehmerpersönlichkeiten repräsentiert. In dem Maße jedoch, in dem die Wirtschaft die personale Eigentumsstruktur verlor und durch Konzentrationen mithilfe leicht verschiebbarer Aktienkapitals anonym wurde, schwand die persönliche Repräsentation des Unternehmers im Fabrikbau. An die Stelle des personalen Sozialprestiges tritt seit Anfang des 20. Jahrhunderts zunehmend etwas Abstraktes: Der Mythos der Industrie und der Technik bzw. der Maschine, der im Sinne einer akklamatorischen Bewältigung der Wirklichkeit noch in der Lyrik des Arbeiterdichters *Heinrich Lersch* seinen Niederschlag fand.

Schaffler nennt die Turbinenhalle von *Peter Behrens* (1911) eine »Kathedrale der Arbeit«. *Gropius* vergleicht (1913) Getreidesilos »mit den Bauten des alten Ägypten«.

Der zunehmende Wirtschafts imperialismus macht einen Teil des Großbürgertums so selbstbewußt, daß nun auch mit künstlerischen Mitteln die Abhebung vom zuvor imitierten Adel versucht wird. Die »moderne« Industriemobilität wendet sich gegen die überkommenen Prestigevorstellungen des nun als statisch und rückwärtsgerichtet eingeschätzten Traditionsadels.

In dieser Entwicklung wird der bewußte Versuch unternommen, mit der Geschichte zu brechen. Konkret: Mit der Geschichte des Feudaladels als geistigem Mentor der Formensprache der anfänglichen Industriearchitektur. Vom Adel war für die Industrie allenfalls das Prestigebedürfnis ableitbar. Nach der Habilitation industrieller Produktionsweisen konnten eigene Gestaltungswege beschränkt werden. Die Gründergeneration des *Werkbunds* versuchte, diese Wege zu gehen. *Peter Behrens*, *Walter Gropius* u. a. mögen hier stellvertretend genannt sein (vgl. Abb. S. 4).

Arbeit wird unsichtbar

Eine genaue Analyse dieser damals revolutionären Architektur zeigt allerdings auch, daß sie zwar mit der Geschichte brechen wollte, aber nicht umhin konnte, deren Formensprache — nein: Geschichte selbst zu benutzen. So werden zwar Säulenordnungen ihres konkreten Entstehungscharakters entkleidet, aber nicht aufgehoben. In Form versteckter Andeutung werden sie nun mit intellektuellem Raffinement präsentiert und darin um eine Ebene weiter ins Abstrakte verschoben.

Möglicherweise geht der Versuch der modernen Industriemobilität, sich mit den Mitteln »künstlerischer« Architektur als überlegene neue Elite auszuweisen, auf jene Anfänge eines architekturrevolutionierenden Denkens zurück.

Schließlich führt die zunehmende Durchsetzung ökonomischer Prinzipien nach 1945 dazu, daß sich die Fabrikarchitektur oft vollständig darauf reduziert, wettersicheres Gehäuse für den Produktionsvorgang zu sein. Es entstehen Schuppenagglomerate, die dem Arbeitsvorgang fremd sind und Entfremdung dokumentieren.

Die moderne Form der Kapitalmaximierung läßt eine weitere Richtung der Fabrik-Architektur entstehen: Sie wird wie die Verpackung für ein Produkt gestaltet. Reklame kennzeichnet sich häufig dadurch, daß sie die Ware gar nicht mehr zeigt, sondern lediglich eine neutrale Umhüllung anbietet mit dem Zweck, wenige aber dafür stark anlockende Reizmomente in Form und Farbe werbewirksam einzusetzen. Firmenzeichen werden — wie etwa der Mercedesstern — zum magisch-eindrücklichen Symbol und versuchen

in ihrer Symbolhaftigkeit, den Schein objektiver Umganglichkeit zu suggerieren.

Kapital und Industrie-Architektur

Wenn wir uns für die Erhaltung historischer Industrie-architekturen einsetzen, so hat dies nach allem den Grund, daß wir mit der Einsicht in den geschichtlichen Entstehungsprozeß der Industrialisierung auch über eine bessere Einsicht in unsere geschichtlich gewordene und bedingte Wirklichkeit verfügen. Natürlich aber hat sich die Entstehung von Fabrikanlagen in den verschiedenen Ländern Europas auf unterschiedliche Weise abgespielt.

Das krassste Beispiel ist dabei England. Hier begannen die Großgrundbesitzer schon früh, die selbständigen Kleinbauern von den Höfen zu vertreiben, die sie auf deren Boden gepachtet hatten. Das Ackerland wurde in Weideland für die viel rentablere Schafzucht umgewandelt. Die Bauern, die nach dem Verlust ihrer Farmen in die Städte drängten, konnten in den Fabriken beschäftigt werden, in denen die Wolle verarbeitet wurde. Mit dem Überschuß aus der wolleverarbeitenden Industrie konnten weitere Industrieanlagen errichtet werden.

In Deutschland verharrte der Adel viel länger in agrarischen Produktionsformen. Die Kapitalien zur Errichtung von Industrieanlagen kamen hier weitgehend aus dem Handel und dem Handel treibenden Gewerbe. So verbindet sich im Verlagswesen schon sehr früh Handel und Teilproduktion. Im 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert besteht ebenso wie in England ein enger Zusammenhang zwischen der Errichtung von Manufakturen und später von Industrieanlagen und der Freisetzung von Arbeitskräften aus ihren feudalen Bindungen.

Die Vergangenheit verschweigen?

Die Auseinandersetzung zwischen Feudaladel und einem zur industriellen Produktion strebenden Bürgertum haben, wie wir gezeigt haben, ihren unmittelbaren Ausdruck in den Architekturformen von Industriebauten gefunden.

Ein Kapitel Baugeschichte, das auf die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen jener Zeit und auf die Entstehung der Arbeiterschaft als einer neuen gesellschaftlichen Klasse verweist, ist weitgehend unerforscht. Umso wichtiger erscheint es, die Baudokumente jener gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse nicht der Zerstörung preiszugeben.

Die Beiträge auf den Seiten 1-3 entstanden als Teamarbeit von Elmar Altwasser, Dieter Belsel, Roland Günter und Michael Weissler

Zeigen oder verschweigen?

Schweden: Vorbildliche Beispiele für die Erhaltung historischer Industrie-Architektur

Im Juni lud das schwedische Reichsdenkmalamt einige Experten zu einer Rundfahrt und zu einem Symposium über historische Industrie-Architektur in Mittelschweden ein. Unser Bericht zeigt ein Spektrum an Erkenntnissen und Problemen, die während der ausgezeichnet inszenierten Veranstaltung deutlich wurden. Schweden zählt neben England und Polen zu den Ländern, in denen die historische Industrie-Architektur als Forschungs- und Erhaltungsbereich am weitesten entwickelt ist.

Die mittelschwedische Industriestadt Norrköping hat dieselben Probleme wie viele Städte in westeuropäischen Ländern.

Riesige Textilfabriken entstanden im 19. Jahrhundert auf beiden Seiten des Motåla-Stromes. Diese Industrie beeindruckte seit jeher die Reisenden: »Gigantische Fabriken« — so beschreibt eine historische Quelle die Uferszenerie. Auch der Stadtarchitekt *Malm* entwirft im späten 19. Jahrhundert Fabrikbauten.

Das 1974 fertiggestellte Inventarwerk von Norrköping umfaßt alle Bereiche historischer Architektur — auch die Fabrikbauten. Dargestellt werden: Technische Aspekte, Kosten und neue Nutzungsmöglichkeiten.

In den letzten fünfzehn Jahren fand ein tiefgreifender Strukturwandel in der Textilindustrie statt. Weil das Stadttinnere zu schmal war, keine Ausdehnungsmöglichkeiten vorhanden waren und auch keine Wasserkraft mehr notwendig war, zog die Industrie an den Stadtrand und hinterließ leere Fabriken. Die Maschinen sind abmontiert. Was sollte mit den Hallen geschehen?

Holmens Brug ist die größte Papierfabrik am Fluß. Sie kaufte alle anderen Fabriken auf. Das riesige Areal ist bedroht, weil *Holmens* in zwei Jahren sein neues Werk am Stadtrand in Betrieb nimmt und die alte Fabrik am Flußufer aufgibt.

Der britische Experte *Neil Cossons*: »Der Bereich hat fundamentale Bedeutung als Dokument der Industriegeschichte.«

Der historische Erhaltungsbereich ist umfangreich.

Aber: In welchem Umfang kann man erhalten?

Das Problem einer neuen Nutzung der alten Fabriken besteht darin, daß die moderne Produktion zu ebener Erde als »Fließproduktion« angelegt ist. In die meist vier- bis fünfgeschossigen Bauten könnten jedoch mehrere Kleinbetriebe einziehen.

Der Vorsitzende der Schwedischen Arbeiterpartei Norrköpings, Stadtrat *Karl-Erik Wernersson*, erklärt: »Wir werden keinen Abriss zulassen. In die Fabriken können Büros und Kleinfabrikationen einziehen. In spätestens zehn Jahren sind sie wieder voll.«

Noch erscheint in den Vierfarbendruckern der Stadtprospekte kein Sterbenswörtchen von den historischen Fabriken Norrköpings. Eines Tages wird der Bereich am Fluß jedoch mit Sicherheit eine europäische Attraktion sein.

In einer geräumten Fabrik aus dem Jahre 1911, der ersten großen Betonkonstruktion in Schweden (Architekt: *Carl Bergsten*), brachte 1967 der Versicherungskonzern *Scandia* sein historisches Archiv unter. Archivar *Lars Lindblad*: »Kein Gebäude hätte sich besser dafür geeignet. Die Stadt hatte es zudem billig erworben und verlangte nicht viel Miete.«

Das Archiv ist übrigens eine Fundgrube für die Architekturalhistoriker: Hier lagen 90 Prozent aller Baubeschreibungen schwedischer Fabriken seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Versicherung ist großzügig: Sie gewährt Einblick für wissenschaftliche Arbeiten. In einem anderen Teil des Gebäudes prüft der Versicherungskonzern die Eignung der Innenarchitektur für seine Zweigniederlassungen.

Arbeit nicht unsichtbar machen!

In Eskilstuna wurde ein kleines Stadtquartier der Klingenschmiede aus dem 18. Jahrhundert als Freilichtmuseum erhalten. Die Gewehrfabrik in Eskilstuna soll Technisches Museum werden. Viel Geld wird in den Ausbau der Räume investiert: 2,8 Millionen Kronen (rund 1,6 Mio DM).

Die Restaurierung verwandelt leider die Innenräume in eine Art Krankenhaus — eine Museumstechnik, die die ausgestellten Gegenstände total von ihrem ursprünglichen Environment isoliert und als isolierte Objekte im magischen Umfeld weißer Wände ausrüstet. Allenthalben besteht in Europa die Tendenz, erhaltene Industriehallen so zu konservieren, daß der Besucher meinen könnte, er sei in einer blankgeputzten Kirche, aber nicht an einem schmutzigen Arbeitsplatz.

In Högfors, unweit von Avesta, wurden zum Beispiel die Überreste von zwei Hochöfen erhalten: sauber, steril, museal.

Wir sollten Arbeit nicht unsichtbar machen!

Die *Kupferberg-Gesellschaft* in Falun besitzt 80 historische Objekte. Sie jammert zwar — aber sie erhält sie.

Die Konzernspitze verschanzt sich nicht hinter falschen Alternativen. Das Motto »Alles oder Nichts« und vor allem jetzt alles oder nichts hält sie nicht für brauchbar. Sie weiß, wie der Pressechef es formuliert: »Vielles kostet praktisch nichts — nur von Zeit zu Zeit die Bäume entfernen und dafür sorgen, daß der Rost auf

der Bessemer-Anlage nicht zuviel wird... Bei vielen Häusern sichert die Gesellschaft das Dach, die Fenster und die Eingänge. Das genügt für die nächsten Jahre. Dann kann man weitersehen.«

Die Kupferberg-Gesellschaft bestimmt weitgehend die Regionalstruktur in Mittelschweden. 15 000 Menschen sind in der Company direkt beschäftigt. An der Company hängen jedoch weit mehr Menschen: Die gesamte Infrastruktur — angefangen von der Forstwirtschaft bis hin zum Kneipenwirt, bei dem die Leute ihren Schnaps kaufen.

Die Stora Kopparrberg Gesellschaft hat für die Erhaltung ihrer eigenen Geschichte einen jährlichen Etat von 500 000 Kronen (rund 320 000 DM). Das ist ein Drittel des sehr beschränkten Etats des schwedischen Reichsdenkmalamts.

Die Arbeiterhäuser werden in der Regel erhalten. Das erwarten die Arbeiter von der Fabrik. Der Pressechef des Konzerns: »Die Arbeiter sind häufig sehr 'sentimental'. Sie schätzen die Geschichte, sie fragen häufig nach der Geschichte.« Die meisten kleinen Häuser werden erhalten von den Leuten, die sie gemietet haben.

1966 sollte ein neues Museum der Kupferberg-Gesellschaft 3 Millionen Kronen kosten. Die Firmenleitung beschloß, dieselbe Summe für die Rekonstruktion des historischen Hauses auszugeben. Sie hielt dies für sinnvoller und für attraktiver.

Geschichtsbewußtsein hat praktische Folgen.

Sinn für Geschichte

Das Geschichtsbewußtsein der Kupferberg-Gesellschaft hat eine lange Vorgeschichte. Schon 1895 be- greift der Ingenieur *Carl Sahlén* in Falun, daß eine industriegeschichtliche Epoche endet: Er beginnt Do- kumente und Gegenstände zu sammeln. 1922 wird an- läßlich der Stilllegung eines Eisenwerkes in Surakam- mer das *Company Museum der Stora Kopparbergs Bergslags AB* eröffnet.

Aus Impulsen der großen Ausstellung in Göteborg, die 1923 auch viele historische Maschinen präsentier- te, geht 1926 die Gründung des Technischen Mu- seums in Stockholm hervor, größtenteils finanziert von der schwedischen Industrie.

Der Kern des Geschichtsbewußtseins der Konzerne liegt noch tiefer: Schon im 17. Jahrhundert gehörten die Besitzer der Eisenhütten und Hammerwerke zur schwedischen Nobilität. Sie brauchten ihre Arbeit nicht — wie z. B. in Deutschland — zu verstecken. In Ängelsberg ist der Festsaal des schloßartigen Her- renhauses des Hochofenbesitzers mit detaillierten Ar- beitsdarstellungen ausgestattet.

Die Konzernleitungen haben ein ähnlich selbstver- ständliches Bewußtsein von ihrer Geschichte wie in Deutschland Adel und Kirche. Geschichte gehört ganz selbstverständlich zu den Konzernen — ganz im Ge- gensatz zu den meisten Firmen der Bundesrepublik. Den ökonomischen Überlegungen im Hinblick auf die Erhaltung von Bauten kommt das Arbeitslosen-Beschäftigungsprogramm entgegen. In Högfors zum Bei-

spiel stammten 50 Prozent der 200 000 DM Restau- rierungskosten aus diesem Etat, in Ängelsberg rund 500 000 DM. Das Reichsbüro unterstützt die Restau- rierungen, weil die Arbeiten interessant sind und die Arbeitskräfte qualifizieren.

Auch die Avesta-Stahlwerke ziehen aus der Stadt- mitte an den Stadtrand. Das Hochofengebäude soll stehen bleiben — andere Gebäude werden als Lager benutzt. Die schwedische Wissenschaftlerin *Marie Nilser*: »Der Hochofen, der fast auf's Jahr ein Jahr- hundert alt ist, ist der eindruckvollste, den wir in Schweden haben.« Die Anlage soll in ein industrielles Museum umgewandelt werden.

Das Hochofengebäude hat Gewölbe und Szenerien, wie sie *Piranesi* fasziniert hätten und wie sie besten Schilderungen von *Emile Zola* im Roman »Arbeit« entsprechen.

Der Vizepräsident der Gesellschaft führt selbst durch die Arbeitersiedlung, die vor der Fabrik liegt. Die Firma leitete ein Modernisierungsprogramm für die- se Siedlung ein, das zwei Millionen Mark kostete. Die Restaurierung einer Wohnung kostet dabei rund 65 000 DM — ein Neubau gleicher Qualität würde wenigstens 200 000 DM kosten.

Es ist sehr populär, in den sehr schönen Häusern zu wohnen. Daher verdrängen die Angestellten die Ar- beiter — ein Tatbestand, über den niemand gerne spricht.

Man sollte darüber sprechen!

Sinn der Geschichte

Das *Delarna-Museum* in Falun dokumentierte die alte Dorfsiedlung der Arbeiter aus dem 17. Jahrhundert in exzellenter Weise: mit Plänen jedes Hauses, Ansich- ten, Fotos von Innenräumen und Familien sowie — dies vor allem — mit Tonband-Interviews. Solche Do- kumentationen wurden in der Volkskunde entwickelt, die in Schweden eine hervorragende Wissenschafts- tradition hat.

Zwischen 1800 und 1850 entstanden regelrechte Eisenhüttenhöfe (bruk) mit Fabrik, Herrenhaus und Arbeitersiedlung.

In Västerås wird mit Ostermalmsgatan, Himergatan u. a. die gelungene und preiswerte Modernisierung von Arbeitersiedlungen vorgeführt. Fast ausnahms- los werden die vielen Arbeitersiedlungen Schwedens erhalten.

Eines der drei schwedischen Musterobjekte ist der Komplex des Eisenwerkes Ängelsberg — der bester- haltene und eindrucksvollste in Schweden. Um das gesamte Environment zu erhalten, wurde jedes Ge- bäude im Umkreis zum Baudenkmal erklärt.

1916 übernahm der *Johnson-Konzern* Ängelsberg. 1919 legte er die Hochofen still. Aber schon zu die- ser Zeit beabsichtigte er, die Anlage als Industrie- Museum zu erhalten. Er sicherte sie und legte da- neben eine Maschinenwerkstatt an, um sie belebt zu halten. In Nebengebäuden brachte der Konzern sein Archiv und die Firmenbibliothek unter. Für die Er- haltung zahlte die Gesellschaft 3,2 Millionen Kronen (rund 2 Mio DM).

Die Eisenwerke stehen mitten in der Natur: Bach- läufe mit viel Wasser; satte, fast urwaldartige Vege- tation. Wie sehr sie dieser Natur zugehörig sind, ze- igen die Holzbalken und Bretter, aus denen sie ge- baut sind. Sie verändern die Natur nicht so tiefgrei- fend, wie es in anderen Landschaften erscheint, son-

dem versuchen, die natürlichen Gegebenheiten mit- einzubeziehen. Industrie ist der Natur nicht völlig ent- fremdet. Die Menschen begreifen die Industrie noch als Bestandteil der natürlichen Umgebung.

Jan Pazdur interpretiert: »Unser ideologisches Pro- gramm ist es, den Leuten klar zu machen, daß die Menschen dauerhaft sind und die Sachen — auch wenn es noch so sehr nach völligem strukturellem Wandel aussieht. Wir sollen die Natur pflegen. Die Menschen sollen erinnert werden, daß alles Geschaf- fene eine Verlängerung ihres Lebens ist.«

Die Frage drängt sich auf: Was wissen wir denn dar- über, wie sich die Industrie zur Natur verhält?

In Ängelsberg wurden auch Forschungsgruppen an- gesetzt, die das Umfeld des industriellen Komplexes ermitteln sollten. Untersucht wurde unter anderem, was nach der Stilllegung des Hochofens im Jahre 1919 geschah, wer abwanderte, welche Bewußtseinsverän- derungen sich bei der Bevölkerung vollzogen usw. Wenn wir Zeugnisse unserer Geschichte erhalten, so darum, um aus unserer Geschichte zu lernen. Aber was lassen wir uns das Lernen kosten? Die Antwort entscheidet zumindest über die Qualität des Lernens. Wieviel Intelligenz, Mühe, Motivation und Organisa- tion steckt in einem kleinen Produkt oder gar einer kleinen Maschine? Welche spezifische Art von Mühe Motivation und Organisation ist es?

Im Nachvollziehen der Geschichte vollziehen wir den Prozeß des menschlichen Lernens nach. Wir lernen im schrittweisen Nachvollzug der Steigerung vom Ein- fachen zum Komplexen. Und umgekehrt sehen wir, daß das scheinbar Einfache nicht einfach war und nie einfach ist.

Ohne Theorie sehen wir zu wenig und werden wahr- scheinlich die falschen Prioritäten setzen — vor al- lem: zu kurz zielende Prioritäten.

Erhalten des Verstehens

Der Sinn für die eigene Geschichte ist ausgeprägt. Im nordschwedischen Slagnäs machte eine Studiengruppe von alten Arbeitern und Bauern eine Ausstellung über ihre frühere Arbeit vor 50 bis 100 Jahren. Sie erzählen darin ihre eigene Geschichte.

Der Industriegeschichtliche Experte *Gunnar Sillen* lieferte 1974 das Programm für eine fünfteilige Sendefolge aus sechs Filmen in beiden schwedischen Fernsehprogrammen mit dem Titel »Verwandlung der Umwelt«. Die Sendefolge wurde dreimal im Herbst 1974 und noch dreimal im Frühjahr 1975 gesendet. Sie zeigt, wie der Industrialisierungsprozeß die Ackerbaulandschaft in eine Industrie-Umwelt verwandelt. Die Sendung hatte Begleithefte. Diese Arbeitshefte gaben praktische Ratschläge und Hinweise, wie auch Laien ihre Geschichte dokumentieren und begreifen können.

Gegenwart wird aus der Vergangenheit heraus verständlich, ohne daß darin ein konservatives Moment liegen muß.

Ist danach die Frage unsinnig, warum *konkrete* Orte erhalten werden müssen, an denen die eigene Geschichte eingesehen und nachvollzogen werden kann? Nur der *konkrete* Raum gewährleistet ein reichendes Gesamterlebnis: Kälte, Wärme, Schall, Echo, Geruch, Rauch, Dreidimensionalität, Umfassendes — Bergendes und Offenes — und vieles mehr. Kann man denn den Menschen eine vergleichbare Vorstellung vermitteln, wenn man den historischen Bau abreißt und nur noch mit Zeichnungen und Fotos dokumentiert?

Neil Cossons formuliert das Problem: »Wenn wir erhalten, nehmen wir dann nicht viel zu viel von der

wirklichen Mühe und dem wirklichen Schrecken weg?»

Und wenn wir erhalten: Sind Nutzungen dann nur Nutzungen wie etwa ein Kino, ein Café oder eine neue Fabrikationsanlage? Könnten es nicht Nutzungen zum Lernen — könnte es nicht vielleicht sogar der Nutzen des Lernens sein?

Gewiß: Die Besucher erhaltener Werkstätten sind fasziniert. Aber niemand hilft ihnen, den Kausalkomplex ihrer Faszination zu durchschauen. So bleibt die Identifikation passiv — d. h. unwahrgenommen. Es bildet sich keine oder nur wenig Reflexion. Es wird nur wenig gelernt. Es entsteht keine motivierte und darin motorische Tätigkeit. Der Wissenstransfer bleibt aus. Der Begründer des *Nordischen Museums* (1872) und des Freilichtmuseums *Skansen* (1891), *Artur Hazelius*, stellt das alltägliche und für die sinnlich-konkrete Erfahrung verlorengegangene Milieu wieder her. Selbst die Museumswärterinnen in *Skansen* tragen die Trachten der Leute, deren Häuser nach *Skansen* transloziert wurden.

Skansen wurde Vorbild für die Freilichtmuseen in aller Welt. Mit seinen 150 Gebäuden aus allen Landesteilen und den Bauten der Gutsherren, Bauern, städtischen Handwerker sowie Land- und Industriearbeiter gibt *Skansen* einen Querschnitt durch die Gesellschaften des 18. bis 19. Jahrhunderts.

Ein wenig zu reich sind die Arbeiterhäuser geraten. Sie haben zu viele Möbel, die sicher nur wenige Arbeiter besessen haben. Ein bißchen viel Zirkus durch allerlei Drumherum, so daß die ursprünglichen Absichten und ihre exzellente Realisierung Gefahr laufen, in den Hintergrund zu treten.

Verstehen des Erhaltens

Die positiven Ansätze sind in Schweden jedoch vorhanden. Seit 1947 führt das *Nordiske Museet* beispielsweise jährliche Interview-Kampagnen zu wechselnden Themen durch. Was das Nordische Museum ausstellt, ist der bislang weitestgehende Versuch, die ökonomischen und sozialen Grundlagen des menschlichen Lebens darzustellen. Die Ausstellungen sind präsentierte Sozialgeschichte.

Wohnen wird schichtenspezifisch dargestellt. Die Gegenüberstellungen bewirken Reflexion der Unterschiede. Lernen ist lernende Erfahrung aus der vergleichenden Anschauung heraus.

Die Ausstellung über die Sozialgeschichte des schwedischen Wohnens zeigt einen neuen Ausstellungstyp: die unvollständige, veränderbare Ausstellung. Sie wird tatsächlich ständig verändert, man experimentiert mit ihr. Sie entsteht in zeitlichen Etappen, wobei die in den zeitlichen Etappen gemachte Erfahrung ihren Niederschlag in der Ausstellungspraxis findet. Das Nordische Museum veröffentlicht als Buchreihe (»Schwedisches Leben und Arbeiten«) eine Fülle an Tonband-Interviews mit Arbeitern in verschiedenen Wirtschaftszweigen. Unter anderem: Sägewerksarbeiter (1948) — Bauarbeiter (1950) — Eisenbahnarbeiter (1952) — Eisenwerksarbeiter (1952) — Drucker (1952) — Steinbrucharbeiter (1973).

Tommy Weeter und *Kerstin Hallin* haben im Auftrag des Industrie-Museums 1 1/2 Jahre lang die Fabriken von Göteborg inventarisiert. Volkskundler halfen, die

Wohnbauten für Arbeiter zu dokumentieren. Das Göteborger Industrie-Museum ist einstweilen in einem alten Ausstellungsgebäude der Industrie-Ausstellung von 1923 untergebracht. Aber: es will umziehen in ein altes Fabrikgebäude. Darin bekundet sich ein erkenntnisleitendes Interesse. Es ist kein Zufall, daß das Göteborger Industrie-Museum eine Anzahl von baugeschichtlich wertvollen Fabriken für's erste gerettet hat.

In Göteborg macht das Industrie-Museum in Zusammenarbeit mit Studenten Tonbandaufzeichnungen von alten Arbeitern. Denn das Museum ist weniger an Maschinen interessiert als an Sozialgeschichte. Was hier in die Wege geleitet wurde, könnte die Regel sein, während es bislang die — nur allzu oft mit Alibi-funktion ausgestattete — Ausnahme ist.

Und es steht die unbequeme Frage am Ende: Wo in der Bundesrepublik ist ein Problembewußtsein zu beobachten, das auch nur ansatzweise die in Schweden gewonnenen Einsichten über akademische Querelen hinaus darstellt und in der Darstellung brauchbar macht?

Die Wirklichkeit die wir brauchen, muß brauchbar sein — sowohl im gegenwärtigen Selbstverständnis als in der Aufarbeitung der Vergangenheit als geschichtlicher Grundlage der Gegenwart. Nur daraus kann ein Entwurf der Zukunft entstehen, der über blinden Aktionismus hinaus sinnvolle Aktion hervorbringt.

Roland Günter

Literatur

Frederic Bedoire: *Industriarkitektur / Stockholms innerstad. Stockholms stadsmuseum 1973.*

R. A. Buchanan: *Industrial Archaeology. An Introduction.* London 1963.

S. D. Chapman/J. D. Chambers: *The Beginnings of Industrial Britain.* London 1970.

Roland Günter: *Der Fabrikbau in zwei Jahrhunderten. Zur Baugeschichte des Rhein-Ruhr-Gebietes.* In: *archithese* 3-4/1971.

Kenneth Hudson: *Industrial Archaeology. An Introduction.* London 1963.

Kenneth Hudson: *Handbook for Industrial Archaeologist. A Guide to Fieldwork and Research.* London 1967.

Landeskonservator Rheinland: *Arbeitshefte 1, 2, 3, 5.*

Marie Nisser u. a.: *Industrieminnen.* Stockholm 1974.

Akos Paulinyi: *Industriearchäologie. Neue Aspekte der Wirtschafts- und Technikgeschichte. Vortragsreihe der Gesellschaft für Westfälische Wirtschaftsgeschichte e. V., Heft 19.* Dortmund 1975.

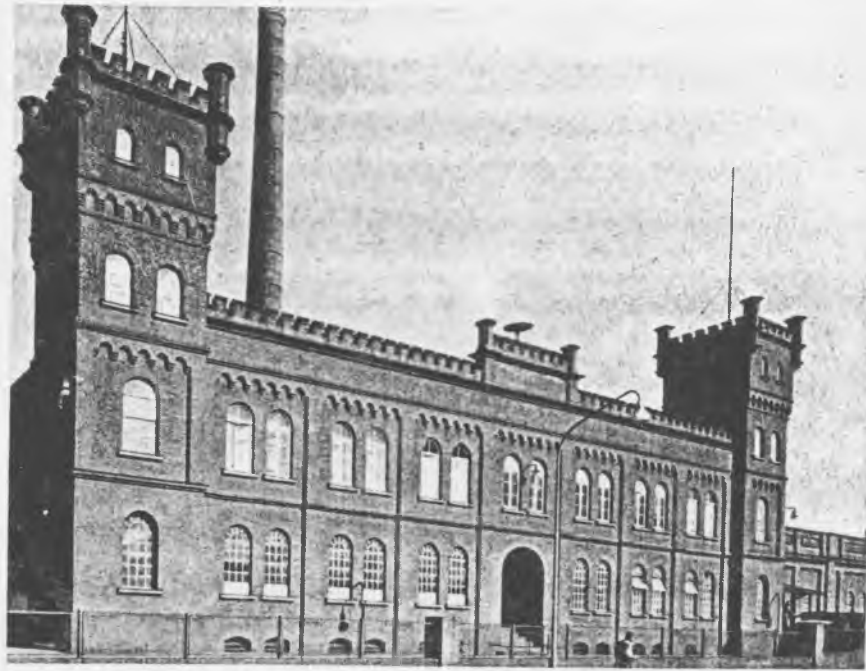
Jan Pazdur: *Die Hauptprobleme und die Organisation der Forschungen zur Geschichte der materiellen Kultur in Volkspolen. Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1965, Teil III.*

Projektgruppe der Fachhochschule Bielefeld: *Eisenheim 1844—1972.* Berlin 1973.

Martin Schumacher: *Zweckbau und Industrieschloß.* In: *Tradition* 15/1970.

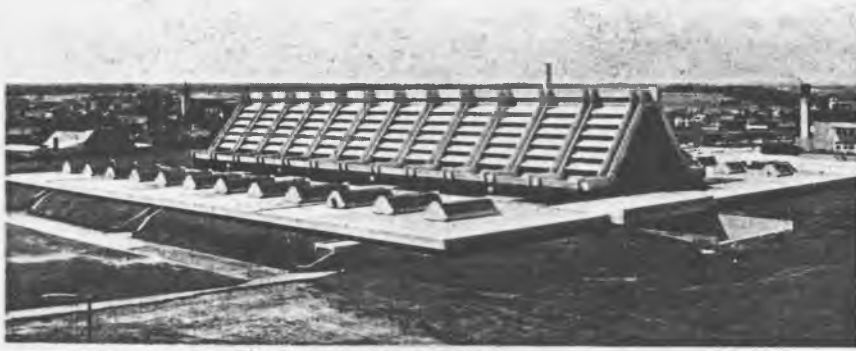
Eberhard Wächter/Otfried Wagenbreth u. a.: *Technische Denkmale in der DDR.* Berlin 1973.

Zeitschrift »Der Anschnitt«: *Bergbau-museum Bochum.*



Einen aufschlußreichen Fall, wie vielfach noch mit dem historischen Erbe der Industrie-Architektur verfahren wird, stellt die Tuchfabrik Krahnens & Gobbers in Wassenberg dar. Die staatliche Einrichtung »Foto Marburg«, in deren Rahmen ein Fotoarchiv über Industrie-Architektur aufgebaut wird, hatte die Firma um Informationsmaterial zu diesem besonders typischen Industriebau der Gründerzeit gebeten. Obwohl der Firma versichert wurde, daß das für sie weder mit der Freistellung einer Arbeitskraft noch mit finanziellen Belastungen verbunden ist, lehnte die Firma die Bitte von »Foto Marburg« ab und fügte abschließend hinzu: »Weitere Anschriften werden wir nicht mehr beantworten.« Der Verdacht drängt sich auf, daß das Bekanntwerden des bauhistorisch wertvollen Fabrikbaus einen geplanten Abriß blockieren könnte — und daß aus diesem Grund die Verweigerung von Informationsmaterial erfolgte. Der Verdacht wird erhärtet durch die Tatsache, daß — entgegen der Versicherung der Firma: »Unsere Fabrik in Wassenberg ist nicht leerstehend, sondern in Betrieb« — die Fabrikhallen leerstehen und das Pfortnerhaus teilweise schon demoliert und demontiert ist. Oder welche anderen Gründe könnte man sich vorstellen?

Foto: Michael Weisser



Von Walter Gropius entworfene Produktionsstätte der Firma Rosenthal AG in Amberg (oben) und Färberei der Hutfabrik Steinberg, Hermann & Co in Luckenwalde, die Erich Mendelsohn gebaut hat.

Fotos: Rosenthal-Bilderdienst / Landeskonservator Reinland

Skansen

Der Wert sinnlich-konkreter Erfahrung

Das 1891 gegründete *Skansen* in der Stadtmitte von Stockholm ist das erste Freilichtmuseum der Welt. Es ist auch das größte: Auf 300 000 qm sieht man einen Querschnitt durch die historisch verbürgte Volkskultur. Hinter der Konzeption des Freilichtmuseums steht die Ideologie, daß die Schweden auf ihre historisch belegte Volkskultur stolz sein können.

Hinter der Konzeption steht aber auch der Gedanke, Vergangenheit sinnlich faßbar zu machen. Eine Töpferwerkstätte in *Skansen*: Ein Mädchen sitzt an der Töpferscheibe, und die Zuschauer sehen zu, wie sie mit dem Material umgeht. Der Ton als Material ist Natur. Das Mädchen kennt und benutzt seine Eigenschaften. Sie handhabt sie — mit Hilfe ihrer Hände und mit Hilfe von Werkzeugen. Die Hände des Mädchens — selbst Natur — erfühlen die Natur des Materials: Sie glätten, befeuchten, formen, ziehen den Ton langsam hoch zur Wand des Krugs. Gleichzeitig bedient sie sich eines Motors als Werkzeug, um die Töpferscheibe anzutreiben. Das Werkzeug verlängert die Kraft ihrer Füße und dreht die Töpferscheibe länger und regelmäßiger als ihre Füße es vermögen. Das Werkzeug verlängert die Natur. Dadurch ist das Mädchen in der Lage, mehr Gefäße herzustellen. Sie macht sie mit weniger körperlicher Mühe. Sie verschleißt ihre eigene Natur nicht. Mit Hilfe des Werkzeugs geht sie mit ihrer eigenen Natur sorgsamer um.

Wenn nun jemand dem Mädchen befiehlt, mit Hilfe des Motors außerordentlich viele Gefäße herzustellen, wenn also der Motor nicht mehr dazu dient, sorgsam mit den menschlichen Kräften umzugehen, sondern sie auf's Äußerste und ohne Rücksicht auf die Fol-

gen auszunutzen, dann verschleißt er die menschliche Natur. Dann wird das Hilfsmittel zum Zerstörungsmittel: Es zerstört menschliche Natur, statt sie zu stützen und sorgsamer zu nutzen, d. h. rationeller zu entwickeln.

Viele Zuschauer konsumieren die Arbeit der Töpferin nur. Wer selbst nicht mit der Hand arbeitet, hat keine oder nur wenig Erfahrung, was Arbeit mit der Hand ganz konkret heißt. Er hat auch keine entsprechende Sozialisation. Daher hat er für seine Beobachtung nicht die originäre Kategorie »Menschliche Arbeit« verfügbar — sondern nur Schubladen, die sein Leben kaum noch real betreffen. Im schlimmsten Falle: Kuriosität — Touristik — Museum — Freizeit — Entspannung u.a.m.

Originäre Erfahrung und die dazugehörigen Verstehenskategorien können nur durch entsprechende Erziehung im Realfeld (Sozialisation) aufgebaut werden. Nicht im Museum. Aber das Museum kann dabei helfen. Daraus läßt sich die Forderung ableiten: Wenn das Museum schon nicht die originäre Sozialisation ersetzen bzw. übernehmen kann, so muß es wenigstens in der Lage sein, die gegebene Problematik durchschaubar zu machen. Es kann originäre Sozialisationsformen zeigen und — die Differenz, die zwischen originärer Sozialisation und Entfremdung besteht. \

Der Ausfall der Wahrnehmung von Produkten als sozialer Leistung ist nicht zuletzt einer der Gründe dafür, daß den in den westlichen Gesellschaften üblichen Verschleiß- und Wegwerfmechanismen so wenig Widerstand entgegengesetzt wird.

R. G.